Holger Dainat

Germanistische Literaturwissenschaft

Wilhelm Voßkamp zum 65. Geburtstag

Früher als die meisten anderen Disziplinen hat sich die westdeutsche Germanistik¹ zu ihrer NS-Vergangenheit bekannt. Seit dem Münchner Germanistentag von 1966² gehört es zum germanistischen Selbstverständnis, dem eigenen Fach eine besondere Anfälligkeit für den Nationalsozialismus zu attestieren. Sicher, auch hier reagierte der Fachverband auf eine zuvor in den Massenmedien geführte Diskussion³. Doch die Impulse von außen führten zu jenem internen Klärungsprozeß, der es nicht bei der Feststellung von Verfehlungen einzelner Gelehrter bewenden ließ. Die damit verbundene Personalisierung und Moralisierung der Auseinandersetzung wollte man gerade vermeiden. Vielmehr stellte, so Eberhard Lämmert, „die Gesamtdisposition dieser Wissenschaft selbst, der von früh an ihr gesetzte Auftrag, eine nationale Wissenschaft zu sein, einen Hauptgrund für die mehr als subjektive Gefährdung ihrer Vertreter“⁴ dar. Ein Vergleich mit anderen Wissenschaften, wie ihn diese These implizierte, fand indessen nicht statt. Umgekehrt machten weder Historiker oder Philosophen, Theologen oder Juristen, noch Mediziner oder Physiker den Germanisten die von ihnen reklamierte Son-

¹ Zur Terminologie: Die germanistische oder (Neuere) deutsche Literaturwissenschaft ist Teil der Germanistik, die deshalb im folgenden ständig mitberücksichtigt werden muß. Germanistische Literaturwissenschaft schließt die Mediävistik ein, die hier jedoch nicht im Zentrum steht. Zur (germanistischen) Linguistik siehe den Beitrag von *Clemens Knobloch* in diesem Band.

² Die hier von *Eberhard Lämmert*, *Walther Killy*, *Karl Otto Conrady* und *Peter von Polenz* gehaltenen Vorträge avancierten zu einem Bestseller: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Beiträge von *Eberhard Lämmert* u. a. (Frankfurt a. M. 1967, ⁶1980), im folgenden zitiert: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. – Zur Vorgeschichte vgl. *Karl Otto Conrady*, *Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966*, in: *Diskussion Deutsch* 19 (1988) 126–143; *Petra Boden*, *Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik*, in: *Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich: Wissenschaft – Literatur – Medien*, hrsg. von *Rainer Rosenberg* u. a. (Berlin 2000) 181–225, 186 ff.

³ Vgl. auch *Hartmut Gaul-Ferenschild*, *National-völkisch-konservative Germanistik. Kritische Wissenschaftsgeschichte in personengeschichtlicher Darstellung* (Bonn 1993) 40 ff.

⁴ *Eberhard Lämmert*, *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, in: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft* 7–41, 20.

derrolle streitig; das bedeutete aber auch, daß das germanistische Selbstbild nur dort Eingang in die wissenschaftshistorische Forschungsliteratur fand, wo man es zitierte. Wichtiger war die Funktion dieser Selbstbeschreibung für die Germanistik selbst, diente doch die Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit dazu, den offenen Bruch mit eben dieser Tradition im Fach zu vollziehen.

Die Forderung, „den Gesellschafts- und Wissenschaftsprozess, der den Weg der Germanistik ins Dritte Reich bereitet hat, in seiner ganzen Komplexität aufzuklären“, wurde mit „der Klärung und Sicherung der heutigen Grundlagen des Faches“ verbunden⁵. Konsequenter wandte sich das Fach nach dem Münchner Germanistentag den Zukunftsaufgaben zu. Ob über die Universitätsreform, neue Methoden oder Studienordnungen diskutiert wurde, immer war die Erinnerung an die NS-Vergangenheit als Negativfolie präsent. So sorgte dieses historische Selbstverständnis für zusätzliche Plausibilität, wenn eine Szientifizierung als Mittel gegen Irrationalismen propagiert, die Umwandlung der Nationalphilologien in die Studienfächer Linguistik und Literaturwissenschaft gefordert oder Ideologiekritik und Sozialgeschichte mit Emanzipation und Aufklärung über die bürgerlichen Grundlagen der Literatur und ihrer Wissenschaft verknüpft wurden.

Die fachgeschichtliche Forschung dagegen wandte sich unterdessen dem 19. Jahrhundert zu. Sie stand im Zeichen von starken Kontinuitätsannahmen⁶. Für das Gros der Arbeiten bildete der Nationalsozialismus das Telos der Geschichte. Diese Legitimation förderte die wissenschaftliche Beschäftigung mit der germanistischen Fachgeschichte, deren Verwissenschaftlichung relativierte die normativen Grundlagen: Die historische Forschung unterminierte die teleologischen Verlaufsannahmen. Diese nur schwer zu kaschierende Diskrepanz zwischen empirischen Befunden und leitenden Annahmen kennzeichnet besonders die Beiträge der DDR-Germanistik der achtziger Jahre⁷, die sich auf diese Weise an der Erosion realsozialistischer Dogmen beteiligte.

Während in den 1980er Jahren das 19. Jahrhundert systematisch erforscht wurde⁸, könnte man die wichtigsten Beiträge zur NS-Zeit fast noch zu den akade-

⁵ Karl Otto Conrady, *Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich*, in: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft* 71–105, 105. Vgl. dazu Petra Boden, *Probleme mit der Praxis* (Anm. 2); dies., „Es geht ums Ganze!“ Vergleichende Beobachtungen zur germanistischen Literaturwissenschaft in beiden deutschen Staaten 1945–1989, in: *Euphorion* 91 (1997) 247–275.

⁶ Vgl. Marcus Gärtner, *Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945* (Bielefeld 1997), im folgenden zitiert: Gärtner, *Kontinuität*.

⁷ Rainer Rosenberg, *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung* (Berlin 1981), im folgenden zitiert: Rosenberg, *Zehn Kapitel*; ders., *Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe* (Berlin 1989), im folgenden zitiert: Rosenberg, *Germanistik*; Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung, hrsg. von Werner Bahner und Werner Neumann (Berlin 1985). Vgl. Holger Dainat, *Veränderungen im Wissen über Wissenschaft. Zu Werner Bahners und Werner Neumanns Darstellung der sprachwissenschaftlichen Germanistik*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 12 (1987) 296–307.

⁸ Neben den in der vorigen Anm. genannten Arbeiten sind vor allem zu nennen: Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*

mischen Gelegenheitsschriften rechnen. Der 50. Jahrestag von Machtergreifung und Bücherverbrennung veranlaßte auch den Aufsatz von Wilhelm Voßkamp⁹. Der nach den Münchner Vorträgen von Conrady, Lämmert u. a. meistzitierte Beitrag zu unserem Thema entstand für eine Bielefelder Ringvorlesung zur „Wissenschaft im Dritten Reich“. Voßkamp modifizierte die Kontinuitätsthese, indem er für 1933 – und 1945 – eine wissenschaftliche, eine kognitive Kontinuität bei einer Diskontinuität in der politischen Funktion konstatierte. Damit griff er auf wesentliche Ergebnisse der Forschungen zum 19. Jahrhundert zurück, die eine größere Eigenständigkeit der Wissenschaft und ihrer Disziplinen gegenüber einer auf Politik zentrierten Gesellschaftsgeschichte festgestellt hatten. Das trug zu einer ‚Verwissenschaftlichung‘ der Fachhistoriographie bei. Die Historisierung der NS-Zeit rückte diese Vergangenheit näher an die Gegenwart heran, weil man erkannte, wie sehr sie zu unserer Moderne gehört, zwar unerwünscht, aber untrennbar mit ihr (uns!) verbunden.

Der ideologiekritische Forschungsansatz, der für den Beobachter eine immer schon überlegene Position bereithält, wurde durch ein Konzept der Mehrfachperspektivierung ersetzt¹⁰, das drei miteinander vielfach vernetzte und wechselseitig selektiv aufeinander wirkende Untersuchungsebenen unterschied: die kognitive Ebene des Wissens, die soziale Dimension der Institutionen und die Leistungsbeziehungen zu diversen Teilbereichen im Umfeld der Wissenschaft. Alle drei Ebenen sind plural besetzt. Es gibt verschiedene Konzepte, Theorien, Methoden, Forschungsfelder. Es gibt unterschiedliche Institutionalisierungsformen, von den Lehrstühlen und Instituten bis hin zu den Zeitschriften und Fachverbänden. Schließlich unterhält jede Disziplin vielfältige Beziehungen zu anderen Disziplinen, zur Politik, zum Erziehungssystem, zur kulturellen Öffentlichkeit usw. Dieses Konzept erlaubt eine differenzierte Untersuchung und Beschreibung wissenschaftshistorischer Prozesse. Es strukturiert auch meine eher resümierenden Ausführungen.

(München 1989); *Jürgen Fohrmann*, Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich (Stuttgart 1989); Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hrsg. von *Jürgen Fohrmann* und *Wilhelm Voßkamp* (Stuttgart, Weimar 1994).

⁹ *Wilhelm Voßkamp*, Kontinuität und Diskontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich, in: Wissenschaft im Dritten Reich, hrsg. von *Peter Lundgreen* (Frankfurt a. M. 1985) 140–162, im folgenden zitiert: *Voßkamp*, Kontinuität.

¹⁰ *Jürgen Fohrmann*, Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 16 (1991) 110–125; vgl. auch *Wolfgang Höppner*, Mehrfachperspektivierung versus Ideologiekritik. Ein Diskussionsbeitrag zur Methodik der Wissenschaftsgeschichtsschreibung, in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 5 (1995) 49–54.

Wissen

Für die kognitive Dimension der germanistischen Literaturwissenschaft ist Voßkamps These von der Kontinuität im großen und ganzen bestätigt worden¹¹. In diesem Sinne lassen sich die Bekenntnisse führender Fachvertreter lesen, in denen sie 1933 erklärten, daß ihr altes Programm „mit einigen Änderungen und Erweiterungen ein gutes Programm auch für die zu leistende Arbeit des nationalen Aufbaus [sei], soweit er die Wissenschaft vom deutschen Menschen und die Erziehung zum deutschen Menschen betrifft“¹². Die „alten Kämpfer“ der NSDAP wußten es besser, wenn sie den Professoren mißtrauten, die vor der ‚Machtergreifung‘ kein besonderes Engagement für diese Partei zeigten und deren jetzige Ergebnishaftensadressen genau davon ablenken sollten, um die Hochschulen vor gravierenden Veränderungen zu schützen. Spätestens 1938 stimmten die verschiedensten Parteinstanzen in ihren Lagebeurteilungen überein: „Auch einzelne Inhaber germanistischer Lehrstühle tragen schon vereinzelt den Forderungen einer neuen literaturgeschichtlichen Epoche Rechnung.“¹³ Das umfangreiche Gutachten über die „Lage und Aufgaben der Germanistik und deutschen Literaturwissenschaft“, das vermutlich Hans Rößner, zeitweise Assistent bei Karl Justus Obenauer an der Universität Bonn, Ende 1938/Anfang 1939 für den Sicherheitsdienst der SS erstellte, kam zu dem Ergebnis, „dass gerade auf dem kulturpolitisch lebenswichtigen Gebiet der Germanistik noch ein ausgesprochen liberaler Wissenschaftsbetrieb herrscht, in dem eine Menge von gegnerischen oder zumindest reaktionären und liberalen Kräften noch immer am Werk ist“¹⁴. Nun neigen solche Diagnosen sicher zur Dramatisierung, da die Autoren die Relevanz ihrer Dienststellen und die eigene Bedeutsamkeit herausstreichen wollten. Zudem sorgte der polykratische Charakter des Regimes über Konkurrenzkämpfe für eine Radikalisierung, hinter der die Wirklichkeit stets zurückbleiben mußte. Trotz dieser Tendenz zur Übertreibung darf man den Realitätsgehalt solcher Beschreibungen nicht unterschätzen, zumal ihre Befunde mit anderen Zeugnissen übereinstimmen.

¹¹ Vgl. nur die jüngsten Monographien: *Jost Hermand*, Geschichte der Germanistik (Reinbek 1994), im folgenden zitiert: *Hermand*, Geschichte; *Gärtner*, Kontinuität; *Ralf Klausnitzer*, Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich (Paderborn u. a. 1998), im folgenden zitiert: *Klausnitzer*, Blaue Blume; *Christa Hempel-Küter*, Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz (Berlin 2000).

¹² *Karl Viëtor*, Die Wissenschaft vom deutschen Menschen in dieser Zeit, in: *Zeitschrift für Deutsche Bildung* 9 (1933) 342–348, 346.

¹³ *Wolfgang Lutz*, Gedanken zur nationalsozialistischen Literaturgeschichte, in: *Nationalsozialistische Bibliographie* 3 (1938) H. 8, Beilage 5, XII–XX, XV. Weitere Belege bei *Holger Dainat*, Anpassungsprobleme einer nationalen Wissenschaft. Die Neuere deutsche Literaturwissenschaft in der NS-Zeit, in: *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, hrsg. von *Petra Boden* und *Holger Dainat* (Berlin 1997) 103–126, 105 f., im folgenden zitiert: *Dainat*, Anpassungsprobleme.

¹⁴ Zit. nach: Germanistik in den Planspielen des Sicherheitsdienstes der SS. Ein Dokument aus der Frühgeschichte der SD-Forschung. Teil 1: Einleitung und Text, hrsg. von *Gerd Simon* (Tübingen 1998) 5, im folgenden zitiert: Germanistik in den Planspielen.

Ihr Beharrungsvermögen läßt die (literaturwissenschaftliche) Germanistik in gewissen Grenzen als resistent gegenüber dem Nationalsozialismus erscheinen. Das schließt die vielen – oft an die Substanz gehenden – Zugeständnisse nicht aus, von denen kaum eine Publikation dieser Jahre völlig frei ist und die eher selten aufgrund äußeren Drucks zustande kamen. Es gibt nur wenige Texte aus dieser Zeit, die nicht „nach der Wiederlektüre einen zwiespältigen Eindruck“¹⁵ hinterlassen. Diese Ambivalenz läßt sich kaum dadurch auflösen, daß man sauber zwischen Wissenschaftlichem und Ideologischem zu trennen sucht. Ein solches Verfahren erweist sich bei einer Weltanschauung als problematisch, die sich durch einen hohen Grad an Unbestimmtheit – und permanenten Konkurrenzkämpfen um die Definitionsmacht – auszeichnet. Es geht hier auch weniger um das Phänomen einer bloßen ‚Vorredenrhetorik‘, um die ‚Verzierung‘ der Texte mit Schlag- oder Signalwörtern, die Anschlüsse an je aktuelle Kontexte erlauben und durch schnellen Austausch Anpassung an neue Verhältnisse ermöglichen, ohne die ‚eigentlichen‘ Aussagen zu berühren. Vielmehr, und das ist der wissenschaftshistorisch und -theoretisch interessantere Fall, durchzieht dieser Zwiespalt die Texte und Konzeptionen selbst¹⁶; er ist in ihrer Struktur zu verorten und kein Spezifikum der NS-Zeit. Mit geringfügigen Änderungen der Semantik funktionieren die gleichen Argumentationsmuster vor und nach 1933/1945, ja bis in die Gegenwart hinein. Das sollte mißtrauisch machen gegen klare Abgrenzungen und erklärte Brüche.

Resistenz wie hohe Zustimmungsbereitschaft sind in gleicher Weise erläuterungsbedürftig. Eine Erklärung, die die Resistenz auf die relative Autonomie eines sozialen Teilsystems zurückführt¹⁷, muß ebenso plausibel machen können, weshalb die Germanisten überzeugt sein konnten, daß sie das richtige Programm schon vor 1933 gehabt hätten.

Die Schlagworte von 1933 stammen aus Diskussionen, die seit etwa 1890 geführt wurden und jetzt in einer politisierten Gestalt auftraten¹⁸. Im Zuge des Modernisierungsschubes der Jahrzehnte um 1900, der sich in disziplinären Differenzierungsprozessen und in einer intensivierten Theoriediskussion niederschlug, übernahm die Neuere deutsche Literaturwissenschaft eine Führungsrolle in der Germanistik, während sich die Mediävistik weitgehend in den eher traditionellen

¹⁵ Wolfgang Adam, *Wieder gelesen: Wolf Dietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts*, in: *Ars et Amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998*, hrsg. von Ferdinand van Ingen und Christian Juranek (Amsterdam 1998) 41–55, 55.

¹⁶ Vgl. dazu die Fallstudie von Martin Jesinghausen, *Der Roman zwischen Mythos und Post-histoire – Clemens Lugowski's Romantheorie am Scheideweg*, in: *Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen*, hrsg. von Matias Martinez (Paderborn u.a. 1996) 183–218.

¹⁷ Vgl. Dainat, *Anpassungsprobleme*.

¹⁸ Holger Dainat, *Voraussetzungsreiche Wissenschaft. Anatomie eines Konflikts zweier NS-Literaturwissenschaftler im Jahre 1934*, in: *Euphorien* 88 (1994) 103–122, im folgenden zitiert: Dainat, *Wissenschaft*.

philologischen Bahnen fortbewegte. Ich konzentriere mich im folgenden auf diesen besonders dynamischen Teil der Disziplin.

Für das neue „disziplinäre Programm“¹⁹, das sich um 1910 durchsetzte, hat sich die Bezeichnung Geistesgeschichte eingebürgert²⁰. Es handelt sich um eine Fortschreibung idealistischer Konzepte des 19. Jahrhunderts, die jedoch durch die Unterscheidung von Geistes- und Naturwissenschaften eine folgenreiche Verschiebung erfahren. Werden die Naturwissenschaften mit Objektivität und Rationalismus identifiziert, so wenden sich die Geisteswissenschaften dezidiert dem *ganzen* Menschen als einem denkenden, fühlenden und wollenden Wesen (Wilhelm Dilthey) zu. Das Medium, in dem sich dieses ‚mehr als nur Rationale‘ ausdrückt, ist die Kunst, speziell die als Dichtung verklärte Literatur. Der Ort und die Zeit, wo die Überwindung des Rationalismus stattfand, war das Deutschland der Goethezeit²¹. In dieser Blütezeit kam der deutsche Geist zu sich selbst; an diese Zeit wollte man wieder anschließen. Die Einheit der Goethezeit konstituiert sich über die Differenz zur Aufklärung²². Die ‚Deutsche Bewegung‘ (Herman Nohl) steht der westlichen (französischen) Zivilisation gegenüber. Die Kritik an einer auf den Rationalisierungsprozeß verengten Moderne wird gekoppelt mit der Annahme eines deutschen Sonderwegs, so daß die unerwünschten Effekte externalisiert werden können. Die zeitgenössische französische Germanistik argumentiert übrigens analog mit umgekehrten Vorzeichen: Die Modernisierung in Deutschland erschien hier als Sieg preußischer Zivilisation (Militär, Bürokratie, Technik) auf Kosten der wahren Kultur und Demokratie²³.

Diese geistesgeschichtliche Konzeption – obwohl bereits Ende der zwanziger/Anfang der dreißiger Jahre erschöpft – bestimmte noch die Anlage des germanisti-

¹⁹ Im Unterschied zu „Forschungsprogramm“, vgl. *Timothy Lenoir*, Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im Deutschen Kaiserreich (Frankfurt a. M. 1992).

²⁰ Vgl. *Rosenberg*, Zehn Kapitel 182 ff.; Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1920, hrsg. von *Christoph König* und *Eberhard Lämmert* (Frankfurt a. M. 1993); *Frank Trommler*, Geist oder Gestus? Ursprünge und Praxis der Geistesgeschichte in der Germanistik, in: *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, hrsg. von *Petra Boden* und *Holger Dainat* (Berlin 1997) 59–80; *Rainer Kolk*, „Repräsentative Theorie“. Institutionengeschichtliche Beobachtungen zur Geistesgeschichte, in: ebd. 81–101.

²¹ Vgl. das monumentale Werk von *Hermann August Korff*, Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte, 4 Bde. (Leipzig 1923–53; 81966), das er in der Weimarer Republik zu schreiben begann, in der NS-Zeit fortsetzte und in der DDR beendete, wo es noch zahlreiche Neuauflagen erfuhr – allerdings ohne die Widmung des 3. Bandes, die „Den Helden unseres Freiheitskampfes“ galt, und ohne die Datierung des Vorworts: „Leipzig, am Tage der Einnahme von Paris, 14. Juni 1940“.

²² Vgl. *Holger Dainat*, Die wichtigste aller Epochen: Geistesgeschichtliche Aufklärungsforschung, in: *Aufklärungsforschung in Deutschland*, hrsg. von *Holger Dainat* und *Wilhelm Voßkamp* (Heidelberg 1999) 21–37.

²³ *Gilbert Merlio*, Die französische Germanistik und ihr Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland, erscheint in: *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, hrsg. von *Holger Dainat* und *Lutz Danneberg*.

schen Beitrags zum ‚Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften‘²⁴ und des repräsentativ angelegten und reich illustrierten „Handbuchs des deutschen Schrifttums“, das über einige wenige Lieferungen nicht hinauskam²⁵. Bei der Umsetzung in wissenschaftliche Forschungsprogramme stellte sich allerdings das Problem, daß die Totalität des Geistes nur partial erfaßt werden kann. Insofern gibt es *die* Geistesgeschichte auch gar nicht²⁶, sondern nur eine Vielzahl sogenannter Methoden (Ideen-, Stil-, Problem-, Stammesgeschichte usw.), die miteinander konkurrierten und sich eben nicht zur erhofften Synthese zusammenfügen wollten. Man mußte sich für bestimmte theoretische Annahmen entscheiden, die dann den Untersuchungen zugrundegelegt wurden. Genau dafür gab es aber immer Alternativen, die sich letztlich in keine verbindliche Ordnung bringen ließen. Wie kaum ein anderes Fach wurde die Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit der eigenen Kontingenz konfrontiert, stellte es sich dem Relativismus, der als ‚Krise des Historismus‘ auftrat. Diesem Objektivitätsverlust begegneten allzu viele Literaturwissenschaftler mit einem „Mut zur Metaphysik“ (Emil Ermatinger), also bewußt mit einer weltanschaulichen Fundierung ihrer konzeptuellen Entscheidungen. Wie kaum ein anderes Fach bemühte es sich um Sinnstiftung und (re)produzierte derart die Vielfalt der Betrachtungsweisen.

An diesem Methodenpluralismus, der als Verlust von Einheit und daher als Krise erfahren wurde, änderte sich in der NS-Zeit grundsätzlich nichts²⁷. Was die Nazis am wenigsten mochten (Marxismus, Psychoanalyse), spielte in der Germanistik keine große Rolle. Die 1933 einsetzende Politisierung begünstigte zwar bestimmte Konzepte, ohne daß diese dadurch an wissenschaftlicher Produktivität gewannen, wie sich etwa an der Konjunktur der Stammesgeschichte ablesen läßt. Sie verschärfte aber andererseits die Konflikte ins Unberechenbare, wo fachliche Auseinandersetzungen von nationalsozialistischen Fraktionskämpfen überlagert und mittels eines Freund-Feind-Schemas codiert wurden²⁸. Angesichts dieser Er-

²⁴ Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, 5 Bde., hrsg. von *Gerhard Fricke*, *Klemens* [sic!] *Lugowski* und *Franz Koch* (Stuttgart, Berlin 1941). Vgl. *Frank-Rutger Hausmann*, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945) (Dresden, München 1998).

²⁵ Handbuch des deutschen Schrifttums, hrsg. von *Franz Koch* in Verbindung mit *Ludwig Wolff*, *Willi Flemming* und *Karl Justus Obenauer* (Potsdam o. J. [1939ff.]). An Stelle von Flemming war zunächst Clemens Lugowski als Autor für den 2. Band („Von 1500 bis 1700“) vorgesehen.

²⁶ Es handelt sich hier – wie zuvor beim ‚Positivismus‘ – um ein homogenisierendes Ex-post-Etikett, das von einer späteren Generation zwecks Markierung einer programmatischen Differenz durchgesetzt wurde.

²⁷ Vgl. *Voßkamp*, Kontinuität; *Hermand*, Geschichte 100ff.; sowie aus zeitgenössischer Perspektive: *Julius Petersen*, Die Wissenschaft von der Dichtung. System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft, Bd. 1 (Berlin 1939); *Horst Oppel*, Die Literaturwissenschaft in der Gegenwart. Methodologie und Wissenschaftslehre (Stuttgart 1939); *Paul Kluckhohn*, Deutsche Literaturwissenschaft 1933–1940, in: *Forschungen und Fortschritte* 17 (1941) 33–39, im folgenden zitiert: *Kluckhohn*, Literaturwissenschaft.

²⁸ Vgl. zur Kummer-Höfler-Kontroverse: *Klaus von See*, *Barbar*, *Germane*, *Arier*. Die Suche

fahrungen dürfte die Politisierung zugleich entpolitisierende Effekte gehabt haben. Es empfahl sich, Streit zu vermeiden und über brisante Themen zu schweigen²⁹. Das kam Gegenstandsbereichen und Fragestellungen entgegen, bei denen man Konsens unterstellen durfte. Das Bewährte dominierte und schränkte die Chancen für Innovationen erheblich ein.

Eine Lösung für das Problem der Integration pluraler Betrachtungsweisen wurde schließlich gefunden, indem man die ersehnte Einheit nicht mehr auf der Ebene der ‚Methoden‘ oder der ihnen zugrundeliegenden Weltanschauungen suchte, sondern im Kunstwerk selbst verortete, das auf verschiedene Weisen ausgelegt werden kann. Das Objekt, nicht die Theorie oder Weltanschauung, fungiert als Sinngarantie. Das setzt allerdings eine Dichtungsmetaphysik voraus, eine Feier der großen, bedeutsamen, klassischen ‚Dichtwerke‘. „[A]uf dem Gebiet der literarischen Normen“ fand im Dritten Reich „trotz den lautstarken Kampagnen nur ein sehr begrenzter Machtkampf zwischen den konservativen Kultureliten und ‚den‘ Nationalsozialisten“ statt³⁰.

Die Umstellung auf werkimmanente Interpretation³¹, die dann die westdeutsche Nachkriegsgermanistik bis in die sechziger Jahre beherrschen sollte, erfolgte bereits Ende der dreißiger Jahre³². Dieses neue ‚disziplinäre Programm‘ war mit nationalsozialistischen Vorstellungen durchaus kompatibel, wie etwa der 1942 von Heinz Otto Burger herausgegebene Sammelband „Gedicht und Gedanke“ belegt³³. Literaturgeschichte präsentierte sich hier als Abfolge von Deutungen einzelner Werke; dem konnten auch Geistes-, Problem- und Stilgeschichtler etwas abgewinnen. Dieses zweite Gemeinschaftswerk germanistischer Literaturwissenschaft ist wesentlich innovativer als der offizielle Beitrag der Germanisten zum ‚Kriegeinsatz der Geisteswissenschaften‘. Es zielte in die gleiche Richtung der Vermittlung ‚ewiger Werte und Wahrheiten‘, die nach der militärischen Niederlage aus dem amerikanischen Exil Karl Viëtor seinen deutschen Kollegen empfahl, als er ihnen in Kenntnis der internationalen Entwicklung – und in Unkenntnis der

nach der Identität der Deutschen (Heidelberg 1994) 231 f., im folgenden zitiert: *von See*, *Barbar*; zur Fricke-Pongs-Kontroverse: *Dainat*, *Wissenschaft*.

²⁹ „Das Schweigen über ‚jüdische‘ Literatur“, das die Ausgrenzung fortsetzte, wenn nicht vollendete, geschah nicht unbedingt aus „Angst vor staatlichen Sanktionen, es dürfte wohl eher dem abgründigen Schrecken vor der eigenen Bestialität als irgendwelchem Kalkül entsprungen sein“, so *Uwe-K. Ketelsen*, *Literatur und Drittes Reich* (Scherfeld 1992) 85, im folgenden zitiert: *Ketelsen*, *Literatur*.

³⁰ Ebd. 331.

³¹ Vgl. die Beiträge von *Lutz Danneberg*, *Bernhard Böschstein*, *Frank Baasner* u. a., in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, hrsg. von *Wilfried Barner* und *Christoph König* (Frankfurt a. M. 1996).

³² *Dainat*, *Anpassungsprobleme* 125 f.

³³ *Gedicht und Gedanke. Auslegungen deutscher Gedichte*, hrsg. von *Heinz Otto Burger* (Halle 1942). Vgl. die mehr als zehn Jahre später publizierte Rezension des Buches von *Kurt May* (in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 72 [1953] 204–213), der konstatierte, daß hier „eine große Aufgabe in würdigster Weise gelöst“ (204) sei: „Die Beiträge von Staiger, Pongs, Lugowski bedeuten (für den Rezensenten) die beglückende Erfüllung der letzten und höchsten Ansprüche“ (208).

jüngsten deutschen Arbeiten – riet, die Interpretation „zur Haupt- und Grundkunst des Wissenschaftlers“³⁴ zu erheben.

Das geistesgeschichtliche Projekt hat sich wissenschaftlich insofern als produktiv erwiesen, als es der Germanistik neue Forschungsfelder erschloß. Das Interesse an der irrationalen Traditionslinie kam insbesondere der Barock- und der Romantikkforschung zugute, die zu den zentralen Forschungsgebieten der zwanziger Jahre avancierten. Die Beschäftigung mit ‚gelehrter‘ Barockliteratur³⁵ wird ab 1933 wegen ihrer ‚Volksferne‘ diskreditiert und brach nahezu vollständig ab, um erst seit den sechziger Jahren wieder aufgenommen zu werden. Damit ging ein Wissen verloren, das die auf goethezeitliche Kategorien basierende ‚Glaubenslehre‘ der deutschen Literaturwissenschaft gründlich hätte erschüttern können. Bemerkenswert bleibt, daß sich selbst solche Literaturwissenschaftler wie z.B. Günther Müller Ende der dreißiger Jahre diesen germanistischen Dogmen unterwarfen, die sie zuvor abgelehnt hatten, und daß Barockforscher wie Richard Alewyn oder Erich Trunz erst in den sechziger Jahren wieder an ihre bahnbrechenden Arbeiten aus der Zeit der Weimarer Republik anknüpften. In der Romantikkforschung³⁶ konnten sich die Versuche einer Umwertung zugunsten der Spätromantik (Stichwort: Volkstumserlebnis) letztlich nicht durchsetzen.

Das verstärkte Interesse an der Weimarer Klassik³⁷ seit Ende der zwanziger Jahre, zuvor litt diese germanistische ‚Paradeepoche‘ unter den ideologischen Scharmützeln der Deutschkundler mit den Neuhumanisten, nahm noch in dem Maße zu, in dem die Werkinterpreten ihr Rüstzeug an den Texten eben jener Periode erprobten, der sie ihre leitenden poetologischen Annahmen verdankten. In der Biedermeierforschung³⁸ stolperte die Öffnung eines neuen Forschungsfeldes über die eigenen Prämissen. Generell ist zu beobachten, daß im wesentlichen auf

³⁴ Karl Viëtor, Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte. Ein Rückblick, in: Publications of the Modern Language Association 60.1 (1945) 899–916, 915. – Viëtor gehörte in den ersten Jahren nach 1945 zu den schärfsten Kritikern germanistischer Literaturwissenschaftler, die sich an ihre nationalsozialistische Vergangenheit nicht mehr erinnern konnten oder wollten (vgl. seine unveröffentlichten Briefe an Walther Rehm im Deutschen Literaturarchiv, Marbach), an sich selbst hat er dabei wohl weniger gedacht – etwa daran, daß er Anfang Februar 1933 im Hochschulausschuß des Germanistenverbandes „zündende Reden und Vorträge über jetzt besonders brennende Fragen (Frühgeschichte und Rassenkunde)“ forderte (Die Sitzungsberichte, in: Deutsche Bildung 14 [1933] Nr. 1/2, 11–18, 17). Daß es ihm dabei nicht um Aufklärung ging, belegen seine Publikationen dieser Jahre.

³⁵ Vgl. Hans-Harald Müller, Barockforschung. Ideologie und Methode. Ein Kapitel deutscher Wissenschaftsgeschichte (Darmstadt 1973); Herbert Jaumann, Die deutsche Barockliteratur. Wertung – Umwertung. Eine wertungsgeschichtliche Studie in systematischer Absicht (Bonn 1975); Europäische Barock-Rezeption, hrsg. von Klaus Garber (Wiesbaden 1991).

³⁶ Klausnitzer, Blaue Blume.

³⁷ Vgl. Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller – Kleist – Hölderlin, hrsg. von Claudia Albert (Stuttgart, Weimar 1994); Weimar 1930. Politik und Kultur im Vorfeld der NS-Diktatur, hrsg. von Lothar Ehrlich und Jürgen John (Köln u. a. 1998); Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus, hrsg. von Lothar Ehrlich u. a. (Köln u. a. 1999).

³⁸ Petra Boden, Im Käfig des Paradigmas: Biedermeierforschung 1928–1945 und in der Nachkriegszeit, in: Euphorion 90 (1996) 432–444.

ältere Konzepte zurückgegriffen wurde, daß Erkenntnisgewinn gewöhnlich in Form gestiegenen Detailwissens erfolgte, daß eine Wiederholung des Bekannten dominierte – allerdings häufig bei einem forcierten Nationalismus. Eine philologische, stärker an empirischen Befunden ausgerichtete Arbeitsweise schränkte sicher mit der Deutungsfreiheit auch den Einsatz von Ideologemen ein, begrenzte aber wohl ebenso den Resonanzraum der Studien auf den kleinen Kreis der Fachleute. Der einzelne Gelehrte mochte solche Nischen aufsuchen; für eine Disziplin, deren Ressourcenzuteilung vom Nachweis gesellschaftlichen Nutzens abhängig gemacht wurde, konnte das auf Dauer keine Lösung sein.

Trotz z.T. massiver Förderung rückte keines der von den Nationalsozialisten besonders präferierten Forschungsfelder (Vor- und Frühgeschichte, Volkskunde, Gegenwartsliteratur, Auslandsdeutschum) von der Peripherie ins Zentrum des Faches. Das lag nicht zuletzt an der Ausdifferenzierung eigenständiger Disziplinen, die flexibler auf die neuen Anforderungen zu reagieren vermochten und entsprechend expandierten. Das schließt Überschneidungen und Kompetenzstreitigkeiten nicht aus. Mit der institutionellen Verselbständigung von Volkskunde und Frühgeschichte haben sich die Kommunikationsbedingungen verändert. Ihre mitunter ‚starren‘ philologischen Standards bewahrten die Germanistik hier vor manchem ideologischen Abenteuer. Besonders in der Anfangsphase des NS-Regimes ergaben sich zahlreiche Auseinandersetzungen mit Laienforschern, die die Gunst der Stunde für ihre Belange nutzen wollten, vielfach ohne den geringsten wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Gegen Herman Wirth und andere ‚Außen-seiter‘ verteidigten Experten wie Arthur Hübner oder Otto Behaghel erfolgreich die fachliche Kompetenz der Germanistik in Wahrheitsfragen³⁹. Doch ein solches Bekenntnis zur Wissenschaftlichkeit, eine „methodische Vorentscheidung für philologisches Arbeiten bedeutete keine Entscheidung für oder gegen die herrschende Politik“⁴⁰.

Die Aufforderung, sich mit Gegenwartsliteratur zu befassen, gewann ab 1933 an Brisanz, weil damit jetzt Werke und Autoren gemeint waren, die dem Regime nahestanden. Weniger gegen diese Texte als vielmehr gegen diesen Objektbereich pflegte das Fach einen historistischen Vorbehalt, demzufolge nur Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung werden kann, was vergangen und somit in sich abgeschlossen ist. So lehnte es die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (DVJs) als führende Fachzeitschrift prinzipiell ab, Beiträge über lebende deutsche Schriftsteller zu publizieren. Bezeichnenderweise stammten die beiden erfolgreichsten Darstellungen der zwanziger Jahre über die

³⁹ Michael H. Kater, *Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*. 2., um ein ausführliches Nachwort erg. Aufl. (München 1997) 15f.; Reinhard Olt und Hans Ramge, „Außen-seiter“: Otto Behaghel, ein eitel Hirngespinnst und der Nationalsozialismus, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 14 (1984) H. 53/54, 194–223.

⁴⁰ Otfrid Ehrismann, *Germanistik und Mittelalter im Hitler-Reich*, in: *Forum. Materialien und Beiträge zur Mittelalter-Rezeption*, hrsg. von Rüdiger Krohn, Bd. 1 (Göppingen 1986) 51–94, 69, im folgenden zitiert: *Ehrismann, Germanistik*.

neuere deutsche Literatur von zwei Mediävisten⁴¹, die mit einer solchen Publikation ihre Reputation als Wissenschaftler weit weniger gefährdeten als ihre Kollegen aus der neueren Abteilung. Die Zurückhaltung schwand bei denjenigen Neugermanisten nach 1933 merklich, die kulturpolitisch Flagge zeigen wollten, wobei mancher bei seinen Veröffentlichungen Wert darauf legte, zwischen fachwissenschaftlichen und publizistischen Beiträgen zu trennen. Mit dem in „Dichtung und Volkstum“ umbenannten „Euphorion“ öffnete sich dann auch eine Fachzeitschrift verstärkt für die Gegenwartsliteratur⁴². Der Erkenntnisgewinn blieb gering; die Literaturwissenschaftler wiederholten in der Regel nur die Botschaften, die kaum verhüllt in den Texten standen. Selbst die eher populären NS-Literarhistoriker wie Walther Linden, Hellmuth Langenbacher oder Arno Mulot versuchten „keinen wirklich neuen Kanon zu etablieren, sie versuchten vielmehr, den ihnen wichtigen Bestand als Teilkanon im Gemäuer des alten Kanons unterzubringen“⁴³. Vorausgegangen war dieser Ausgrenzung der sich seit den frühen dreißiger Jahren durchsetzende Verzicht, die verschiedenen literarischen Programme der Gegenwart als einen Zusammenhang darzustellen; die deutsche Literatur wurde in zwei parallel verlaufende Stränge gespalten.

Rassismus in der Germanistik war nicht auf Rassentheorien angewiesen, sondern eher ein mehr oder minder expliziter Bestandteil national(istisch)er Auffassungen. Anschlußmöglichkeiten ergaben sich ebenso über gängige Gegenstandskonzeptionen, welche die Sprache, die Literatur, das Werk, das Volk als Organismus begreifen. Antisemitismus, obwohl vom politischen Umfeld gefördert, brachte im Wissenschaftssystem kaum Reputationsgewinne ein⁴⁴. Ähnlich verhielt es sich mit der Rassenkunde. Noch 1942 beklagte sich ein Fachvertreter, daß „[n]ur ganz vereinzelt [...] sich bislang literaturwissenschaftliche Untersuchungen rassekundlichen Themen zugewandt“⁴⁵ hätten. Die dezidiert geisteswissenschaftliche Ausrichtung der Germanistik stand dem eher entgegen; nicht Konzeptionen der modernen Biologie, sondern Naturvorstellungen der Goethezeit prägten die Germanistik. Im Ergebnis machte das allerdings keinen sehr großen Unterschied.

⁴¹ *Friedrich von der Leyen*, *Deutsche Dichtung in neuer Zeit* (Jena 1922); *Hans Naumann*, *Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 1885–1923* (Stuttgart 1923). Vgl. *Rosenberg*, *Germanistik* 22 ff.; *Karl Otto Conrady*, *Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung* (Scherfeld 1990) 64 ff.

⁴² *Wolfgang Adam*, *Einhundert Jahre „Euphorion“*. Wissenschaftsgeschichte im Spiegel einer germanistischen Fachzeitschrift, in: *Euphorion* 88 (1994) 1–72, 54, im folgenden zitiert: *Adam*, *Einhundert Jahre*.

⁴³ *Ketelsen*, *Literatur* 93; zur „Spaltung des literarischen Ensembles“ vgl. ebd. 77 ff.

⁴⁴ Vgl. *Klausnitzer*, *Blaue Blume* 352.

⁴⁵ *Willi Flemming*, *Literaturwissenschaft und rassische Betrachtungsweise*, in: *Bücherkunde* 9 (1942) 133–139, 133; ähnlich *Kluckhohn*, *Literaturwissenschaft* 35. Für die Altgermanistik und Altnordistik bestätigt diesen Befund *von See*, *Barbar* 224.

Organisation

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war die Germanistik – mit wenigen Ausnahmen – an allen deutschsprachigen Universitäten mit zwei Professuren (keineswegs überall Ordinariaten) vertreten, von denen gewöhnlich die eine der Neueren deutschen Literaturgeschichte (oder -wissenschaft) gewidmet war, die andere der Mediävistik und Sprachwissenschaft⁴⁶. Die Zuordnung der Linguistik zur älteren Abteilung behinderte zweifellos deren Entwicklung; das änderte sich erst mit dem Ausbau der Hochschulen in den sechziger Jahren. Traditionell bildete das Fach in erster Linie Deutschlehrer aus, genauer: Deutschlehrer für die Gymnasien, denn die Ausbildung der Volksschullehrer erfolgte in der Regel nicht an den Universitäten, sondern an eigenständigen Einrichtungen (Seminare, Pädagogische Akademien bzw. Hochschulen). Der Versuch, die Zweiteilung der Lehrerbildung aufzuheben, scheiterte in der NS-Zeit. Wie die anderen Nationalphilologien war die Germanistik also in einem hohen Maße vom Erziehungssystem und damit vom Staat abhängig. Die Erfordernisse der Schule (Deutschunterricht) fungierten als Klammer für die Einheit der Disziplin, obwohl sich längst eine kognitive Differenzierung in Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik vollzogen hatte. Wo diese Verankerung im Schulunterricht nicht gegeben war, kam es bereits um 1900 zur Ausdifferenzierung eigenständiger Disziplinen wie Volkskunde und Nordistik.

Innerhalb der Germanistik verzeichnete die neuere Abteilung den größeren Zulauf unter den Studierenden⁴⁷ und die größere öffentliche Resonanz, dagegen verfügte die ältere Abteilung meist über die größere institutionelle Macht, so auch in aller Regel über das (zuerst eingerichtete) Ordinariat. Die Kollegen aus der Neueren deutschen Literaturwissenschaft mußten sich vielfach mit einem Extraordinariat begnügen. Eine besonders markante Ausprägung fand diese eher typische Konstellation im Heidelberg der zwanziger Jahre. Hier zog der a.o. Prof. Friedrich Gundolf, der wohl berühmteste deutsche Literaturwissenschaftler seiner Zeit, das große Publikum an, während der o. Prof. Friedrich Panzer die Prüfungen abnahm, in Universitätsgremien und Akademie dominierte – und ein deutlich höheres Gehalt erhielt, ja 1930 das höchste in der ganzen Fakultät⁴⁸.

Eine außeruniversitäre germanistische Forschung spielte nur eine geringe Rolle. Zwar betreute z.B. die Deutsche Kommission an der Preussischen Akademie der Wissenschaften zahlreiche germanistische Forschungsvorhaben, doch handelte es sich hierbei um typische Langzeitprojekte wie Wörterbücher (Grimms Deutsches Wörterbuch, diverse Dialektwörterbücher), Handschrifteninventare, Bibliogra-

⁴⁶ Vgl. dazu die in Anm. 7 und Anm. 8 genannte Literatur.

⁴⁷ Paul Merker, *Neue Aufgaben der Literaturgeschichte* (Leipzig und Berlin 1921) 15 ff.

⁴⁸ Vgl. Rainer Kolk, *Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890–1945* (Tübingen 1998) 342 ff. und 398 f.; zu den Einkommensverhältnissen: Christian Jansen, *Vom Gelehrten zum Beamten. Karriereverläufe und soziale Lage der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1933* (Heidelberg 1992) 40.

phien und Editionen. Mit Ausnahme vielleicht der Kulturraumforschung, an der germanistische Sprachwissenschaftler beteiligt waren, kann man diesen Unternehmungen weder eine besondere öffentliche Ausstrahlung noch eine erhebliche Rückwirkung auf aktuelle Forschungsdiskussionen oder gar auf die Lehre bescheinigen, so verdienstvoll diese entsagungsreichen Arbeiten waren⁴⁹. Der größte Teil der Drittmittel für die Germanistik floß in diesen Bereich. Eine Sonderstellung nahmen die Deutsche Akademie in München⁵⁰, die für die im Ausland tätigen Lektoren zuständig war, und das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart⁵¹ ein.

Eher skeptisch, was ihre Reichweite und Rückwirkung auf die Disziplin betrifft, sind auch die Versuche von NS-Organisationen einzuschätzen, literaturwissenschaftliche Forschung außerhalb der Universitäten zu etablieren. Das schließt die Projekte ein, die im Zusammenhang mit dem Fall Schneider/Schwerte bekannt wurden⁵². Allerdings wäre hier zweierlei einmal grundsätzlich zu erörtern: Zum einen müßte man sich über die Kriterien für den Erfolg bzw. die Relevanz von wissenschaftlichen Unternehmungen verständigen. Keinesfalls darf man sich allein auf die Aussagen der Beteiligten verlassen. Anträge und Berichte haben bekanntlich ihre eigene ‚Rhetorik‘. Zum anderen stellt sich die Frage, ob nicht die Zeit zu kurz war, um nachhaltige Wirkungen zu erzielen, ob sich nicht Effekte der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik in einem späteren, ganz anderen gesellschaftspolitischen Umfeld einstellten, wobei dieser Kontextwechsel kaum ohne Folgen für die Projekte geblieben sein dürfte. Hier wäre vor allem an die verstärkten Anstrengungen während des Zweiten Weltkriegs zu denken, die hauptsächlich auf einem Terrain stattfanden, auf dem die Interessenssphären noch nicht so abgesteckt waren wie im Deutschen Reich, wo folglich Innovationen auf weniger Widerstand stießen. Ob es sich dabei um eine ‚Spielwiese‘ oder um ein Experimentierfeld zukunftsträchtiger Modelle handelte, wäre ebenso zu untersuchen wie die für Rückwirkungen ausschlaggebenden Resonanzbedingungen der etablierten Strukturen.

⁴⁹ *Holger Dainat*, Die paradigmatische Rolle der Germanistik im Bereich der Philologien. Die Deutsche Kommission im disziplinären Kontext, erscheint in: *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945*, hrsg. von *Wolfram Fischer* (Berlin 2000) 169–196.

⁵⁰ *Edgar Harvolk*, Eichenzweig und Hakenkreuz. Die Deutsche Akademie in München (1924–1962) und ihre volkswissenschaftliche Sektion (München 1990).

⁵¹ *Ernst Ritter*, Das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart 1917–1945. Ein Beispiel deutscher Volkstumsarbeit zwischen den Weltkriegen (Wiesbaden 1976).

⁵² Vgl. *Gerd Simon*, „Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen“. Hans Ernst Schneider alias Schwerte im Dritten Reich, in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 27 (1996) 82–120, im folgenden zitiert: *Simon*, „Ihr Mann ist tot“; *Ludwig Jäger*, Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Das Kapitel Schneider/Schwerte, in: ebd. 5–47; *ders.*, Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik (München 1998). Ob man die Tätigkeit Schneiders oder allgemein den „germanischen Wissenschaftseinsatz“ überhaupt der Germanistik zuordnen kann, scheint mir zumindest fraglich. Gegen überzogene Vorstellungen einer verschworenen Germanistengemeinschaft nach 1945 vgl. *Klaus Weimar*, Schneider/Schwerte und die Germanistik und Ludwig Jäger, in: *Merkur* 53 (1999) 445–453.

Schauen wir auf die Universitäten: Das zentrale Steuerungsmittel staatlicher Wissenschaftspolitik stellt in den Geisteswissenschaften die Personalpolitik dar, also Entlassungen und die Schaffung bzw. Besetzung von Stellen. Folgt man der Statistik von Christian von Ferber⁵³ über die Entwicklung des Lehrkörpers, dann sank von 1931 bis 1938 die Zahl der Germanistik-Dozenten von 144 auf 114, d.h. auf den Stand von 1920. Das entspricht einem Rückgang um 20%; damit ist die Verlustrate doppelt so hoch wie bei den Geisteswissenschaften (9,5%) und viermal so hoch wie bei den Historikern (5%). Betroffen von diesem Personalabbau waren hauptsächlich Privatdozenten. Man wird diesen Rückgang nicht allein auf politische Säuberungsmaßnahmen zurückführen dürfen; die drastische Verringerung der Studentenzahlen⁵⁴ mag ebenfalls dazu beigetragen haben, da das Einkommen der nicht fest angestellten Dozenten zu einem erheblichen Teil aus Hörgeldern bestand.

Bei den politisch motivierten Entlassungen des Jahres 1933 sollte man nicht nur auf Zahlen und Namen achten, sondern auch auf den Rang in der Universitäts-hierarchie. Hier fällt bei der literaturwissenschaftlichen Germanistik auf, daß 1933 hauptsächlich die unteren Statusgruppen betroffen sind, dagegen zunächst so gut wie keine Ordinarien; diese werden erst von der zweiten Entlassungswelle 1936 erreicht⁵⁵. Das deutet auf eine akademische Sozialisation und dann auf eine Vorauswahl bei Berufungen bereits in der Weimarer Republik hin, derzufolge Juden, Linke, Liberale und Frauen kaum Chancen auf eine Professur hatten. Das galt auch für die Schweiz und Österreich⁵⁶. Mit Melitta Gerhard wurde 1933 in Kiel die einzige Privatdozentin in der germanistischen Literaturwissenschaft aus dem Deutschen Reich vertrieben. Im Unterschied etwa zur Romanistik gehörte die Germanistik sicher zu den konservativeren Disziplinen, die von ihren Vertretern eine deutschnationale Gesinnung als Zeichen ‚nationaler Zuverlässigkeit‘ erwarteten. Der praktizierte Antisemitismus wurde eher selten thematisiert. Wenn in der Weimarer Republik im Zusammenhang von Berufungen die ‚weltanschauliche‘ Gebundenheit von Bewerberinnen moniert wurde, dann betraf es vor allem das Bekenntnis zum Katholizismus. Widerstand haben Germanisten m. W. nicht gegen die Entlassungen ihrer Kollegen geleistet⁵⁷; die Anteilnahme hielt sich in engen

⁵³ *Christian von Ferber*, Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864–1954 (Göttingen 1956) 195 ff.

⁵⁴ Vgl. *Hartmut Titze*, Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820–1944 (Göttingen 1987) 124 ff., im folgenden zitiert: *Titze*, Hochschulstudium.

⁵⁵ *Hermand*, Geschichte 99 f.

⁵⁶ Vgl. *Julian Schütt*, Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus (Zürich 1996), im folgenden zitiert: *Schütt*, Germanistik; *Sebastian Meissl*, Germanistik in Österreich. Zu ihrer Geschichte und Politik 1918–1938, in: *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*, hrsg. von *Franz Kadrnoska* (Wien u. a. 1981) 475–496.

⁵⁷ Vgl. aber: *Wolfgang Harms*, Die studentische Gegenwehr gegen Angriffe auf Paul Hankamer an der Universität Königsberg 1935/1936. Ein Versuch der Verteidigung einer Geisteswissenschaft, in: *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, hrsg. von *Mar-*

Grenzen. Zumindest für die Preußische Akademie der Wissenschaften läßt sich belegen, daß man sich solchen Zumutungen (bis Ende 1938) erfolgreich widersetzen konnte.

Eine Untersuchung zu den Berufungsverfahren in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft zwischen 1933 und 1945⁵⁸ hat u. a. gezeigt, daß zwei Phasen zu unterscheiden sind. Von 1933 bis 1936/37 dominierten eindeutig politische Kriterien bei Personalentscheidungen, die häufig gegen den erklärten Willen der Fakultäten durchgesetzt wurden. Das kam in der Weimarer Republik so gut wie gar nicht vor. Charakteristisch für die Zeit bis etwa 1937 war erstens eine relativ lange Dauer des Verfahrens, weil Listenvorschläge wiederholt abgelehnt und ergänzt und dazu zahlreiche Gutachten eingeholt werden mußten, die z.T. völlig kontrovers ausfielen. Zweitens äußerte sich das Mißtrauen gegenüber bereits etablierten Professoren darin, daß in dieser ersten Phase ausschließlich Erstberufungen politisch zuverlässig erscheinender Literaturwissenschaftler erfolgten. In den wenigsten Fällen konnten diese allerdings die in sie gesteckten Erwartungen erfüllen, sei es, weil sie frühzeitig durch Krankheit oder Tod wieder aus dem Dienst ausschieden, wegen ihrer Homosexualität entlassen wurden oder sich als wissenschaftlich unfähig erwiesen. Über den Einzelfall hinaus ist drittens weder eine stringente personalpolitische Konzeption zu erkennen noch die Bevorzugung bestimmter Forschungsprogramme oder Forschungsfelder. Zweifellos wurde viertens durch die politischen Eingriffe die bestehende informelle Reputationshierarchie, die nicht nur bei der Vergabe von Stellen eine nicht unerhebliche Rolle spielte, empfindlich gestört⁵⁹, ohne daß sich eine neue etablieren konnte, die im Sinne des NS-Regimes funktionierte.

Ab 1937/38 dominierten wieder wissenschaftliche Gesichtspunkte die Personalentscheidungen – allerdings auf einem ‚gesäuberten‘ Feld: Bestimmte Personen kamen nicht mehr vor. Eingriffe der Kultusministerien und der Parteistellen nahmen deutlich ab, ohne daß man auf eine politische Bewertung der Kandidaten verzichtete. Die Fachgutachten erhielten wieder ein größeres Gewicht. Das ist nicht allein darauf zurückzuführen, daß sich bestimmte Verfahren eingespielt und die

tin Huber und Gerhard Lauer (Tübingen 2000) 281–301; *Helmuth Kunigk*, Paul Hankamer und sein Königsberger Schülerkreis (1932–1936), in: *Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Eine europäische Region in ihren geschichtlichen Bezügen*, hrsg. von *Bernhart Jähnig* und *Georg Michels* (Lüneburg 2000) 761–781. – Zum Folgenden vgl. *Hanne Knickmann*, Der Jean-Paul-Forscher Eduard Berend (1883–1973). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 29 (1994) 7–91 und 30 (1995) 7–104.

⁵⁸ Vgl. zum Folgenden *Holger Dainat*, Zur Berufungspolitik in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft 1933–1945, erscheint in: *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*, hrsg. von *Holger Dainat* und *Lutz Danneberg*.

⁵⁹ Trotz seiner zahlreichen Verbeugungen vor den braunen Machthabern konnte z. B. Julius Petersen seine Position nicht behaupten; vgl. *Petra Boden*, Julius Petersen: Ein Wissenschaftsmanager auf dem Philologenthron, in: *Euphorion* 88 (1994) 82–102; *dies.*, Charlotte Jolles über Julius Petersen. Zum wissenschaftlichen Leben am Germanischen Seminar in den dreißiger Jahren, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe* 36 (1987) 632–639.

Säuberungs- und Disziplinierungsmaßnahmen gegriffen hätten, denn zum gleichen Zeitpunkt konstatierten verschiedenste Stellen der NSDAP das Scheitern der Gleichschaltung (s.o.) und mahnten Handlungsbedarf an. Tatsächlich wurden jetzt auch Literaturwissenschaftler berufen, die zuvor aus politischen Motiven abgelehnt wurden (wie z. B. Walther Rehm oder Max Kommerell); dabei waren diese früheren Bedenken keineswegs vergessen und nicht völlig ausgeräumt. Wenn Literaturwissenschaftler wie etwa Benno von Wiese später die NS-Zeit nicht in so guter Erinnerung hatten⁶⁰, obwohl sie sich, wie man in ihren Publikationen nachlesen kann, um das Wohlwollen der Machthaber bemühten, so liegen dem durchaus reale Erfahrungen zugrunde. Die Verzögerungen im Karriereverlauf machen sie jedoch noch lange nicht zu Opfern der Diktatur. Seit 1937 verbesserten sich ihre Aussichten. Nicht wenige der zwischen 1939 und 1944 erstellten Listenvorschläge wären so auch in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre akzeptiert worden⁶¹. Als Gründe für die Umorientierung in der NS-Berufungspolitik sind der Mangel an akademischem Nachwuchs und ein stärkeres Interesse an funktionierenden – statt politisierten – Universitäten zu nennen. Das schließt weiterhin politisch motivierte Entlassungen (Paul Hankamer in Königsberg, Günther Müller in Münster) ebenso wenig aus wie die Verweigerung von Akademiemitgliedschaften aus primär politischen Gründen (Josef Nadler in Berlin, Benno von Wiese in München).

Unterliegt die Besetzung von (Professoren-) Stellen ‚harten‘ Zugangskriterien, so gelten für Publikationsmöglichkeiten eher ‚weiche‘. Hier zeigt sich die zünftige Wissenschaft stets großzügiger. So konnte der 1933 in Heidelberg entlassene, mittlerweile im Exil lebende Richard Alewyn noch 1935 in der – dem gleichgeschalteten Germanistenverband nahestehenden – „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ einen zweiteiligen Bericht über „Das neunzehnte Jahrhundert in der jüngsten Forschung“ publizieren. Die Beiträge, die Erich Rothacker in seiner Autobiographie als Beweis für die Distanz der von ihm und Paul Kluckhohn herausgegebenen DVjs zum NS-Regime nennt⁶², wurden bis 1935 publiziert. Danach verengte sich der Spielraum selbst für solche Zeitschriften, deren Herausgeber und Verleger sich an wissenschaftlichen Leistungen und weniger an politischen Konjunkturen orientierten⁶³. Eine Auswertung des Redaktionsarchivs der DVjs belegt

⁶⁰ *Hans Peter Herrmann*, Das Bild der Germanistik zwischen 1945 und 1965 in autobiographischen Selbstreflexionen von Literaturwissenschaftlern, in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, hrsg. von *Wilfried Barner* und *Christoph König* (Frankfurt a. M. 1996) 345–360.

⁶¹ Mit sehr wenigen Ausnahmen (z. B. Käte Hamburger) sind nach 1945 in der Bundesrepublik nur solche Literaturwissenschaftler als Hochschullehrer in die Disziplin integriert worden, die bereits vor 1933 etabliert waren. Die DDR zeigte sich in dieser Hinsicht zunächst offener; vgl. *Petra Boden*, Universitätsgermanistik in der SBZ/DDR. Personalpolitik und struktureller Wandel 1945–1958, in: *Deutsche Literaturwissenschaft 1945–1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen*, hrsg. von *Petra Boden* und *Rainer Rosenberg* (Berlin 1997) 119–149.

⁶² *Erich Rothacker*, *Heitere Erinnerungen* (Frankfurt a. M., Bonn 1963) 73.

⁶³ Vgl. zum Folgenden *Holger Dainat* und *Rainer Kolke*, *Das Forum der Geistesgeschichte*.

indessen ein beständiges Lavieren: Wurde die Machtergreifung noch begrüßt, so stießen der zunehmende Druck des Regimes und die Maßnahmen gegen jüdische Mitarbeiter auf Ablehnung; das konnte sogar zu Eingriffen in Beiträge führen: Aus dem „jüdischen Literarhistoriker“ im Manuskript wurde im Druck ein „Berliner Literarhistoriker“; doch diese ‚Umdeklarierung‘ kam nicht allen zugute, und sie war nicht mit allen Verfassern machbar.

Zu den Voraussetzungen für eine verhältnismäßig resistente Haltung gehörten bei der DVJs erstens der Wille von Herausgebern und Verleger, Publikationen vorrangig von wissenschaftlichen Kriterien abhängig zu machen. Das galt selbst für die Zeit von Rothackers intensivem NS-Engagement 1933/34. Dazu zählte zweitens die ökonomische Unabhängigkeit; zwischen Druckkostenzuschüssen, die schon damals die meisten Zeitschriften benötigten, und politischem Druck bestand ein direkter Zusammenhang. Drittens war eine internationale Reputation nicht zu unterschätzen, zumal wenn sie Devisen einbrachte. Daß wissenschaftliche Publikationen unter diesem Aspekt ein gewichtiger Faktor waren, mag heute überraschen, aber es gab damals sogar entsprechende Subventionsmaßnahmen⁶⁴. Viertens spielte die Konkurrenzsituation zu den anderen Fachperiodika eine zentrale Rolle. Im Fall der DVJs wurde besonders der 1934 in „Dichtung und Volkstum“ umbenannte „Euphorion“⁶⁵ aufmerksam beobachtet. Dessen demonstrative Anlehnung an die NS-Ideologie stieß weder in der germanistischen Fachöffentlichkeit noch bei den Nationalsozialisten selbst auf besondere Gegenliebe. Positiver beurteilte das SD-Gutachten über die „Lage und Aufgaben der Germanistik“ die beiden zugleich an die Deutschlehrer adressierten Zeitschriften, die „Zeitschrift für Deutschkunde“ und die „Zeitschrift für Deutsche Bildung“⁶⁶, während die praxisfernen, sich mit philologischen Spezialfragen beschäftigenden Periodika keine ausdrückliche Erwähnung fanden⁶⁷.

Die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (1923–1944), in: Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages, hrsg. von Robert Harsch-Niemeyer (Tübingen 1995) 111–134; Holger Dainat, „wir müssen ja trotzdem weiter arbeiten“. Die Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte vor und nach 1945, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996) 76–100, im folgenden zitiert: Dainat „wir müssen ja“.

⁶⁴ Vgl. Jan-Pieter Barbian, Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder (Frankfurt a. M. 1993) 282 ff.

⁶⁵ Vgl. Adam, Einhundert Jahre; ders., „Dichtung und Volkstum“ und erneuerter „Euphorion“. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Fachzeitschrift, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König (Frankfurt a. M. 1996) 60–75.

⁶⁶ Vgl. Uwe Grund, Indices zur Sprachlichen und Literarischen Bildung in Deutschland. Bd. 1: Zeitschrift für Deutschkunde 1920–1943. Beiträge – Themen – Textprofile; Bd. 2: Zeitschrift für Deutsche Bildung 1925–1944. Beiträge – Themen – Textprofile (München u. a. 1990/95).

⁶⁷ Germanistik in den Planspielen 57. – Vgl. Ehrismann, Germanistik 72 ff.; Birgitta Almgren, Germanistik und Nationalsozialismus. Affirmation, Konflikt und Protest. Traditions-

Der Germanistenverband⁶⁸ war 1933 faktisch pleite und ist nach der schnellen Selbstgleichschaltung unter der Führung des langjährigen Göttinger Führer-Rektors Friedrich Neumann nicht mehr in Erscheinung getreten. Der zweifache Versuch, einen internationalen Germanistenverband zu gründen, scheiterte⁶⁹. (Internationale) Germanistentage kamen in der NS-Zeit über das Planungsstadium nicht hinaus, so daß die ‚Kriegseinsatztagungen‘ in Weimar 1940 die einzigen größeren Zusammenkünfte germanistischer Fachvertreter in der NS-Zeit waren, sieht man von der zuletzt 1934 stattgefundenen ‚Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner‘ mit ihrer Germanistensektion ab und einem informellen Treffen in kleinem Kreise ebenfalls 1934 in Maulbronn.

Leistung

Daß die Germanistik im Hinblick auf die Zahl der Studierenden seit der Jahrhundertwende zur größten Disziplin an der Philosophischen Fakultät expandierte, ist auf eine bildungspolitische Grundsatzentscheidung zurückzuführen: auf die Ablösung des Neuhumanismus durch Nationalbildung⁷⁰. Mit dieser sich einige Jahrzehnte hinziehenden Bildungsreform (ca. 1890–1925) erfolgte eine Aufwertung der modernen Sprachen und Naturwissenschaften sowie eine gewisse soziale Öffnung der Hochschulen. Diese ‚Modernisierungskomponenten‘ verbanden sich zum einen mit einer strengeren Differenzierung des Bildungssystems in zwei ‚Klassen‘ (Volksschule vs. höhere Bildung), die sich in den Interessenverbänden der Lehrer fortsetzte. Mit den Gewerkschaften und dem Philologen- bzw. Germanistenverband standen sich auch politisch unterschiedlich ausgerichtete Organisationen gegenüber⁷¹. Zum anderen fand eine Politisierung des Bildungsbereiches statt, die sich vor allem in der Aufwertung des Nationalen als Integrationsmittel in sozialer und sachlicher Hinsicht ausdrückte. Bildung, d.h. das Erziehungssystem, sollte die Nation einen, und der nationale Bezug sollte als Vereinigungspunkt des sich spezialisierenden Wissens dienen. Die zentrale Stellung des

felder und zeitgebundene Wertung in Sprach- und Literaturwissenschaft am Beispiel der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 1929–1943 (Uppsala 1997).

⁶⁸ Klaus Rötter, Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur germanistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte (Köln 1980).

⁶⁹ Simon, „Ihr Mann ist tot“ 96.

⁷⁰ Helmut Becker und Gerhard Kluchert, Die Bildung der Nation. Schule, Gesellschaft und Politik vom Kaiserreich zur Weimarer Republik (Stuttgart 1993); Detlev Kopp, Deutsche Philologie und Erziehungssystem, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Stuttgart, Weimar 1994) 669–741, 728ff.; Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, 2 Bde. (München 1976) Bd. 2, 485 ff., im folgenden zitiert: Frank, Dichtung.

⁷¹ Vgl. Der Lehrer und seine Organisationen, hrsg. von Manfred Heinemann (Stuttgart 1977).

Deutschunterrichts sollte alle Schulen verbinden und die ‚Deutschkunde‘⁷² so unterschiedliche Fächer wie Geschichte, Geographie, Religion und Biologie zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfassen, die ihren Kern im Literatur- und Sprachunterricht besaß. Über diese bildungspolitische Grundkonzeption bestand weitgehend Konsens von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten.

Das Nationale als Integrationsmittel erwies sich besonders in zwei Hinsichten als äußerst problematisch: Zum einen eignete es sich nicht, den schulischen Lehrstoff zu verringern und zu ordnen (Überlastungsproblem). Als Bildungsideal war die Deutschkunde mit ihrer endgültigen Durchsetzung Mitte der zwanziger Jahre in die Krise geraten, wenn nicht gescheitert⁷³. Zu Recht konnte man jetzt der Deutschkunde den gleichen ‚Historismus und Enzyklopädismus‘ vorwerfen, mit dem sie zuvor die Neumanisten diskreditiert hatte. Statt das Konzept zu ändern, reagierten nicht wenige mit einer Radikalisierung des Nationalismus. Nicht nur für Walther Linden begann deshalb 1933 ein neues Zeitalter in der Geschichte der Deutschkunde-Bewegung. Auf die erste Phase, „die im wesentlichen *stoffartig* bestimmt war“, und auf die zweite geistesgeschichtlich dominierte, „welche die äußere Kenntnis zu einer inneren Seelenbeziehung vertiefte“, sollte jetzt eine dritte folgen, „die nun vom *Politischen, Geschichtlichen* und den *religiösen Gemeinschaftsbeziehungen* her ihre Bestimmung erhält. [...] Das Übergeordnete ist nicht der Geist, sondern der *Wille*, nicht der Gedanke oder selbst das gestaltete Kunstwerk, sondern die *Tat*.“⁷⁴ Das Zitat verdeutlicht zugleich jenen anderen problematischen Aspekt der Nationalbildung, auf den ideologiekritische Arbeiten zur Fachgeschichte ihr besonderes Augenmerk richteten. Die Nation oder das deutsche Volk konnte gegen den Staat, konkret: gegen die Weimarer Republik, und all jene, die als national unzuverlässig galten, ausgespielt werden; davon wurde von Beginn an Gebrauch gemacht. Eine Abgrenzung zu völkischen oder rassistischen Positionen fand faktisch nicht statt, und einer Radikalisierung der Konzeptionen stand wenig im Wege. Insofern lassen sich mühelos Kontinuitätslinien vom 19. Jahrhundert bis in die NS-Zeit ziehen; es gab aber immer auch andere Stränge⁷⁵.

⁷² Die Deutschkunde war also einerseits im Erziehungssystem das Gegenstück zur Geistesgeschichte des Wissenschaftssystems, andererseits die germanistische Variante der romanistischen oder anglistischen Kulturkunde und somit Teil einer Modernisierung des Bildungsbereichs, die auf aktuellere Unterrichtsstoffe setzte und sich damit gegen jene Philologen richtete, die Antike und Mittelalter präferierten.

⁷³ Vgl. Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule. Bericht über den Pädagogischen Kongreß des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht, hrsg. von Georg Ried (Leipzig 1927); Walther Hofstaetter, Der Kampf gegen die Deutschkunde, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 97–114. Vgl. dazu Frank, Dichtung Bd. 2, 693 ff.

⁷⁴ Walther Linden, Deutschkunde als politische Lebenswissenschaft – das Kerngebiet der Bildung!, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1933, 337–341, 339; vgl. ders., Das neue Antlitz der Deutschkunde, in: Deutsches Bildungswesen 1 (1933) 401–414.

⁷⁵ Vgl. z. B. Deutsche Bildung? Briefwechsel zweier Schulmänner. Otto Schumann – Martin Havenstein 1930–1944, hrsg. von Notker Hammerstein (Frankfurt a. M. 1988). Zur Unterrichtspraxis vgl. die materialreiche Fallstudie von Bettina Goldberg, Schulgeschichte als

Die Politisierung kann das Sachproblem der Überlastung nur dann lösen, wenn man sich über die Kriterien einig ist, welche Gegenstände man wie im Unterricht an Schule und Hochschule behandeln möchte. Hier helfen ‚Wille‘ und ‚Tat‘, ‚Gesinnung‘ und ‚Haltung‘ nicht weiter. Wer solche Phrasen ernstnimmt, sieht sich schnell in endlose Streitigkeiten verwickelt. Wenn Linden 1933 das Programm einer ‚politischen Lebenswissenschaft‘ verkündete, dann handelte es sich auch um eine Absage an jene „Magna charta des Bildungsprogramms“⁷⁶, auf die sich der Germanistenverband kurz zuvor im Februar 1933 verständigt hatte. Um bei der wissenschaftlichen Ausbildung der Deutschlehrer der Gefahr „einer schwer überschaubaren Ansammlung von Forschungs- und Wissensbereichen“ und damit der Auflösung des Studienggebietes „in ein kulturgeschichtliches Vielerlei“ zu entkommen, plädierte der Fachverband dafür, das „Schwergewicht der Ausbildung“ auf die „Schulung zur Interpretation“ zu legen: „In der echten Interpretation, der eigentlichen Kunstleistung des Philologen, schießen Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und jede Art von Sachwissenschaft zu einem lebendigen Ganzen zusammen.“⁷⁷ Bemerkenswert an diesem Plädoyer für Interpretation ist, daß der Impuls vom Deutschunterricht kam und daß diese Forderung der literaturwissenschaftlichen Theoriediskussion um einige Jahre vorausging. Vor den späten dreißiger Jahren waren es allein einige Außenseiter, die auf eine solche Ausrichtung der Literaturwissenschaft drangen. Diese Problemlösung hat sich im Deutschunterricht spätestens nach 1945 allgemein durchgesetzt; zuvor aber fand eine Aufwertung statt von Sprecherziehung, Feierstunden, Ritualen und Körperertüchtigung, von Charakterschulung und Inszenierung von Gemeinschaft⁷⁸.

An den Vor- und Nachteilen, an der Problematik der Nationalbildung partizipierte die Germanistik als selbsterklärte „Zentralwissenschaft vom deutschen Geist“ (Rudolf Unger) in besonderem Maße. Die 1933 geäußerten Hoffnungen, die eigene Bedeutung jetzt noch steigern zu können, erfüllten sich nicht. An den Universitäten sank die Zahl der Germanistik-Studierenden von 1931 bis 1938 um ca. 80% (von 5.361 auf 1.049)⁷⁹. Danach erfolgte wieder ein Anstieg, der aus den besseren Berufsaussichten als Folge des Mangels an akademischem Nachwuchs

Gesellschaftsgeschichte. Die höheren Schulen im Berliner Vorort Hermsdorf (1893–1945) (Berlin 1994).

⁷⁶ *J[ohann] G[eorg] S[prengel]*, Die Erfurter Ausschußtagung (3.–5. Februar 1933), in: Deutsche Bildung. Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Bildung (Deutscher Germanistenverband) 14 (1933) Nr. 1/2, 2–4, 4.

⁷⁷ Die Leitsätze: Die wissenschaftliche Ausbildung der Deutschlehrer, in: ebd. 6–10, 7. – Zur Diskussion dieser Leitsätze im Hochschulausschuß des Germanistenverbandes vgl. Die Sitzungsberichte, ebd. 12–16.

⁷⁸ Vgl. *Norbert Hopster* und *Ulrich Nassen*, Literatur und Erziehung im Nationalsozialismus. Deutschunterricht als Körperkultur (Paderborn u. a. 1983); *Reinhard Dithmar*, Richtlinien und Realität. Deutschunterricht im Gymnasium nach der „Machtergreifung“, in: Schule und Unterricht im Dritten Reich, hrsg. von *Reinhard Dithmar* (Neuwied 1989) 21–37.

⁷⁹ *Titze*, Hochschulstudium 124 ff.; vgl. *ders.*, Der Akademikerzyklus. Historische Untersuchungen über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren (Göttingen 1990); *Michael Grüttner*, Studenten im Dritten Reich (Paderborn u. a. 1995) 127 f. und 134 f.

resultierte und der bis weit in die fünfziger und dann mit dem Ausbau des Erziehungssystems in den sechziger und siebziger Jahren andauerte. Daß die Zahl der Studierenden derartig zurückging, war nicht allein Ergebnis der restriktiven nationalsozialistischen Hochschulpolitik, sondern resultierte auch aus den Schwankungen des Akademikerzyklus, der jedoch in der Abschwungphase, in der er sich 1933 schon befand, erheblich verstärkt wurde – mit den entsprechenden Folgen für den akademischen Arbeitsmarkt. Daß mit Kriegsbeginn überwiegend Frauen Germanistik studierten, entsprach sicher nicht der nationalsozialistischen Ideologie.

Auch im Bereich der Publizistik, in der kulturellen Öffentlichkeit, ist ein Bedeutungsverlust der etablierten germanistischen Literaturwissenschaft zu konstatieren. Gelang es in den Jahrzehnten vor 1933 gleich einer ganzen Reihe von Fachvertretern wie Friedrich Gundolf, Fritz Strich, Josef Nadler, Hermann August Korff, Ernst Bertram, Hans Naumann u. a., Bücher zu schreiben, die sowohl in der Fachöffentlichkeit wie unter den Gebildeten erhebliche Resonanz erzielten, so zeichnete sich in der NS-Zeit tendenziell eine Spaltung der Öffentlichkeit ab: Erreichten die wissenschaftlichen Texte nur ein kleines, eher elitäres Publikum, so blieb der ‚größere‘ Markt – mit wenigen Ausnahmen wie Franz Kochs ‚parteiamtlicher‘ Literaturgeschichte oder vielleicht Max Kommerells „Geist und Buchstabe der Dichtung“⁸⁰ – den Popularisatoren und Parteischriststellern überlassen. Gundolf und Strich waren als Juden verpönt. Letzterer verstummte zwischen 1933 und 1945, erst 1946 begann er wieder zu publizieren. Als 1949 seine Monographie über die „Deutsche Klassik und Romantik“ (zuerst 1922) in der 4. Auflage erschien, warnte er in einem neu hinzugefügten Vorwort ausdrücklich vor den Gefahren einer Romantikrezeption, die er selbst gefördert hatte: „Wenn es damals eine Aufgabe war, das eigene Recht der Romantik gegenüber der Klassik ins Licht zu stellen, so gestehe ich heute, daß mich die Entwicklung der Geschichte dazu geführt hat, in der deutschen Romantik eine der großen Gefahren zu erkennen, die dann wirklich zu dem über die Welt hereingebrochenen Unheil führten.“⁸¹

Selbst sich jetzt offen zum Nationalsozialismus bekennende Literaturwissenschaftler konnten nicht an frühere Erfolge anknüpfen. Das gilt zweifellos für Bertram, dessen Nietzsche-Buch von 1919 zehn Jahre später in der 7., verbesserten Auflage vorlag, auf die erst 1965 eine 8., erweiterte Ausgabe folgte. Als Naumann die 6. (und letzte) Auflage seiner einst von Thomas Mann gerühmten Literaturgeschichte (zuerst 1923) auf den neuesten Stand von 1933 gebracht hatte,

⁸⁰ *Franz Koch*, *Geschichte deutscher Dichtung* (Hamburg 1937; 7., erw. Aufl. 1944); *Max Kommerell*, *Geist und Buchstabe der Dichtung*. Goethe, Kleist, Hölderlin (Frankfurt a.M. 1940; 3., verm. Aufl. 1944).

⁸¹ *Fritz Strich*, *Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit*. Ein Vergleich, 4., erw. Auflage (Bern 1949) 9. Das Buch ist jetzt „Dem Andenken meines Freundes Samuel Singer“ gewidmet. Strichs altgermanistischer Kollege in Bern war übrigens der aktive Nationalsozialist Helmut de Boor, der im Frühjahr 1945 – zusammen mit Richard Newald – aus der Schweiz ausgewiesen wurde. Vgl. *Max Wehrli*, *Germanistik in der Schweiz 1933–1945*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 37 (1993) 409–422, 412; vgl. auch *Schütt*, *Germanistik* 42 ff.

monierten die Kritiker seine Unentschiedenheit. Zu deutlich sahen sie die Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Fassungen, um nicht hämisch zu fragen: „Wie verträgt sich nun diese Handlung mit dem Ethos der Wissenschaft und den von George anerzogenen höchsten Maßstäben?“⁸² An Nadler schieden sich nach wie vor die Geister. Er arbeitete seine von Hofmannsthal bis Ernst Robert Curtius geschätzte „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ (1912/28) für die berüchtigte 4. Auflage in eine „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“ (1938/41) mehr oder minder gründlich um und setzte dabei die sich seit 1933 vollzogene „Liquidierung des älteren Stammesdenkens“⁸³ fort. Gleichzeitig stieß er vor allem seiner konfessionellen Bindung wegen auf starke Vorbehalte: „Nadler ist katholischer Kulturuniversalist. Germanisch-deutsches Kontinuitätsdenken und katholischer Universalismus verhalten sich wie Feuer und Wasser“⁸⁴, verlautete aus der nationalsozialistischen Rosenberg-Fraktion im Rahmen einer Kampagne gegen eine sogenannte „Wiener Schule“ katholischer Historiker. Das Propaganda-Ministerium und der Stellvertreter des Führers, Martin Bormann, schlossen sich der Ablehnung Nadlers an, der unterdessen in dem Wiener Gauleiter Baldur von Schirach einen hinreichend mächtigen Beschützer fand⁸⁵.

Größere Erfolge auf dem Buchmarkt konnten germanistische Literaturwissenschaftler erst nach 1945 wieder erzielen. Betrachtet man die Auflagenzahlen, dann haben die Bücher von Wolfgang Kayser, Benno von Wiese, Emil Staiger u. a. die höchsten Auflagenzahlen während des ganzen Jahrhunderts – bezogen auf das Fach – erreicht. Dabei handelt es sich um Monographien, die zum großen Teil bereits vor 1945 konzipiert oder geschrieben wurden. Sowohl seine „Kleine Versschule“ (Bern 1946, 261999) wie seine Einführung in die Literaturwissenschaft

⁸² Gerhart Streiberg, Eine seltsame Literaturgeschichte, in: Volk im Werden 4 (1936) 322–325, 325; vgl. Thomas Schirrmacher, „Der göttliche Volkstumsbegriff“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“. Hans Naumann als Volkskundler und Germanist im Nationalsozialismus mit Daten zur Geschichte der Volkskunde an den Universitäten Bonn und Köln, 2 Bde. (Bonn 1992) Bd. 1, 260 ff.

⁸³ Sebastian Meissl, Zur Wiener Neugermanistik der dreißiger Jahre: „Stamm, Volk, Rasse, Reich“. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position, in: Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien, hrsg. von Klaus Amann und Albert Berger (Wien u. a. 1985) 130–146, 142. – Die Umarbeitungen betreffen vor allem den 4. Band: „hier werden denn auch am wenigsten die früheren anfechtbaren Formulierungen aus Nadlers Anfängen mitgeschleppt, wie zuweilen in den ersten Bänden, die gründlicher hätten umgearbeitet werden müssen, um weniger umstritten zu sein“, so Karl Justus Obenauer in seiner Besprechung in der Zeitschrift für Deutsche Bildung 18 (1941) 146–149, 146.

⁸⁴ Hans W. Hagen, Das Reich und die universalistische Kulturgeschichtsschau. Notwendige Bemerkungen zu Josef Nadlers „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“, in: Die Weltliteratur (1941) H. 2, 40–44. 44; vgl. Hans Hagemeyer, Das Reich, in: ebd. 34 f.; Kurt Laub, Zweierlei Geschichtsbetrachtung, in: ebd. 36 f.; Gerhard Krüger, Reichsidee oder Universalismus. Klarstellungen zum gesamtdeutschen Geschichtsproblem, in: ebd. 37–39; Hans Hagemeyer, Intellekt und Instinkt?, in: ebd. 112 f.; Edgar Traugott und Hugo Rößner, Die „Wiener Schule“, in: ebd. 113–116.

⁸⁵ Sebastian Meissl, Wiener Ostmark-Germanistik, in: Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945, hrsg. von Gernot Heiß u. a. (Wien 1989) 133–154, 138 f.

„Das sprachliche Kunstwerk“ (Bern 1949, ²⁰1992) verfaßte Kayser noch in Lissabon, wo er seit 1941 als Auslandsprofessor erfolgreich tätig war⁸⁶. Von seiner Einführung, die von der Überzeugung getragen war, „daß es keine nationalen Literaturwissenschaften gibt“⁸⁷, und entsprechend komparatistisch ausgerichtet war, erschien übrigens zugleich eine portugiesische Ausgabe. Staigers „Grundbegriffe der Poetik“ (Zürich 1946, ⁸1968) und „Die Kunst der Interpretation“ (Groningen 1951, ⁶1971) zählen zu Standardwerken ‚werkimmanenter Interpretation‘. Benno von Wiese's zweibändige Darstellung „Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel“ (Hamburg 1948, ⁸1973) entstand zwischen 1938 und 1947 und wurde in Teilen bereits vor 1945 publiziert. Besonders die von ihm herausgegebenen Interpretationssammelbände, die dem Modell von Burgers „Gedicht und Gedanke“ folgten, prägten für viele Jahre die Außenwahrnehmung der germanistischen Literaturwissenschaft. Die beiden erfolgreichsten Literaturgeschichten der fünfziger und sechziger Jahre schließlich stammten von zwei Fachvertretern, die wegen ihrer NS-Belastung als Hochschullehrer (noch) supendierte waren⁸⁸.

Voraussetzung dieser Erfolge, die auf das Selbstbewußtsein des Faches rückwirkten⁸⁹, war ein disziplinäres Programm, das zum einen mit der Zentrierung auf Werkinterpretation dem Deutschunterricht ein brauchbares Modell lieferte, zum anderen Erwartungen eines sich nach 1945 restaurierenden Bildungsbürgertums bediente, das sich – nach den katastrophalen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit – in ein heiles Reich der Kultur zurücksehnte⁹⁰. Im Goethejahr 1949 daran zu erinnern, daß zwischen uns und Weimar Buchenwald liegt⁹¹, wurde, sofern man es nicht einfach ignorierte, als äußerst störend empfunden.

⁸⁶ Vgl. *Teresa Seruya*, Germanistik in Portugal. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Bericht, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 39 (1995) 391–417; *dies.*, Wolfgang Kayser in Portugal. Zu einem wichtigen Kapitel der portugiesischen Germanistik, in: Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846–1996), hrsg. von *Frank Fürbeth* u. a. (Tübingen 1999) 715–725.

⁸⁷ *Wolfgang Kayser*, Das sprachliche Kunstwerk. Einführung in die Literaturwissenschaft (2., erg. Aufl. Bern 1951) 6.

⁸⁸ *Fritz Martini*, Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Stuttgart 1949, 19., neu bearb. Aufl. 1991); *Gerhard Fricke*, Geschichte der deutschen Dichtung (Tübingen 1949, 20., neu bearb. Aufl. 1988); vgl. dazu *Wilfried Barner*, Literaturgeschichtsschreibung vor und nach 1945: alt, neu, alt/neu, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hrsg. von *Wilfried Barner* und *Christoph König* (Frankfurt a. M. 1996) 119–149.

⁸⁹ Vgl. *Klaus R. Scherpe*, Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945–1950, in: Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?, hrsg. von *Walter H. Pehle* und *Peter Sillem* (Frankfurt a. M. 1992) 149–163.

⁹⁰ Vgl. *Georg Bollenbeck*, Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters (Frankfurt a. M. 1996) 301 ff.

⁹¹ So die prägnante Formulierung von *Richard Alewyn*, vgl. dazu *Karl Robert Mandelkow*, Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Bd. 2 (München 1989) 135 ff.; *Maximilian Nutz*, Restauration und Zukunft des Humanen. Zur westdeutschen Goethe-rezeption von 1945 bis 1949, in: Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß, hrsg. von *Karl Rich-*

Ein neues Phänomen stellte die geisteswissenschaftliche Kulturpropaganda im Zweiten Weltkrieg dar. Nie zuvor waren so viele Germanisten in offizieller Mission im Ausland tätig – als Auslandsprofessoren (Kayser in Lissabon, Rudolf Fahrner in Athen), als Gastprofessoren (Hermann Schneider in Bukarest, Karl Polheim in Zagreb), als Leiter der Deutschen wissenschaftlichen Institute (Fahrner in Athen, Otto Höfler in Kopenhagen), als Vortragsreisende⁹². Dies ist um so bemerkenswerter, als noch 1937 die Versetzung von Heinz Kindermann von Danzig nach Münster mit Devisenmangel begründet wurde, was ebenso bei der Berufung von Herbert Cysarz von Prag nach München eine Rolle gespielt haben dürfte. Im Krieg waren erhebliche Mittel vorhanden. Davon profitierten auch Literaturwissenschaftler, die in den Jahren zuvor aufgrund kritischer Gutachten, also aus politischen Gründen, in ihrer Karriere behindert wurden. Davon profitierte selbst die ‚resistente‘ DVjs, bei der noch im Frühjahr 1944 die Auslandsstelle für auswärtige Lektorate 112 neue Abonnements orderte; zum Vergleich: Die Zeitschrift hatte zu diesem Zeitpunkt etwa 400 feste Abnehmer⁹³. Im Hinblick auf die thematischen Schwerpunkte dieser Kulturpropaganda hielt es das Reichssicherheitshauptamt 1940 für zweckmäßig, „nicht allzusehr die für den Ausländer noch wenig verständlichen nationalsozialistischen Leitbegriffe wie ‚Rasse‘, ‚Weltanschauung‘ und dergleichen in den Vordergrund zu stellen, sondern die die Vorstellungswelt des Auslandes bestimmenden Ideen der ‚klassischen‘ deutschen Kultur zu behandeln“⁹⁴. Eine solche Aufforderung dürfte manchen Literaturwissenschaftlern die Mitarbeit erleichtert haben; während sie ihre Vorträge über Goethe, Schiller, Hölderlin hielten, fand der systematische Massenmord statt.

ter und Jörg Schönert (Stuttgart 1983) 457–481; Ehrhard Bahr, Die Goethe-Renaissance nach 1945. Verspieltes Erbe oder verhinderte Revolution, in: Goethe Yearbook 5 (1990) 1–24.

⁹² Vgl. Wolfgang Höppner, Der Berliner Germanist Franz Koch in Warschau. Aspekte der Wissenschaftspolitik des ‚Dritten Reiches‘ im okkupierten Polen, in: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen 1997, 61–82.

⁹³ Dainat, „wir müssen ja“ 79.

⁹⁴ Meldungen aus dem Reich des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Amt III vom 7. 5. 1940, zit. nach Wolfgang Höppner, „Der Kampf um das neue Goethebild“. Zur Goethe-Rezeption in der Berliner Germanistik des „Dritten Reiches“, in: Goethe. Vorgaben. Zugänge. Wirkungen, hrsg. von Wolfgang Stellmacher und László Tarnóci (Frankfurt a. M. u. a. 2000) 373–390, 386.